

Universitätsgottesdienst-Predigt

(Termin: 09.11.2014, Drittlezter Sonntag im Kirchenjahr; Ort: Marienkirche, Berlin/Mitte)

Thema/Titel: „Glauben – Können“

Der Mensch kann, wir, liebe Gemeinde, wir als Menschen können immer mehr. Scheinbar unaufhaltsam expandiert die Einflussphäre unseres Könnens, im Größten wie im Kleinsten, zum Guten wie zum Schlechten. Nonstop und schier atemlos findet diese Expansion statt, auch jetzt während wir uns hier zur gemeinsamen Feier des Universitätsgottesdienstes versammelt haben. Und wie ich meine: Es herrscht eine Spannung zwischen diesem Können und dem Glauben-können.

Im Vehikel der technologischen Zivilisation dringen wir, wir als Menschheit, weiter und weiter vor: in die unwegsamsten und entlegensten Regionen der Erde, die tiefsten Tiefen der Ozeane, das innerste Innere der Materie und darüber hinaus bis auf die Oberfläche des Mondes, der Planeten unseres Sonnensystems und in die fernsten Fernen des interstellaren Raumes. Zeitgleich erschließen wir Ressourcenfeld um Ressourcenfeld und beuten es aus. Wir graben, bohren, fördern, frassen, raffinieren und veredeln ohne Pause. Wie im Fieber treiben wir auch die Technisierung unserer Lebenswelt voran. Weltweit bauen wir Internet-, Telefon- und Fernsehverbindungen, Personen- und Güterverkehrswege aus, erhöhen ihre Dichte und Frequenz. Längst ist ein gigantisches, den gesamten Globus umspannendes Netzwerk entstanden. Tag und Nacht zirkulieren darin unsere Kommunikations-, Finanz- und Warenströme um den Planeten, zu Lande, zu Wasser und durch die Luft. Trotz Krisen schaffen wir es immer noch von Quartal zu Quartal – weiß Gott wie – Unternehmensbilanzen zu verbessern und ökonomische Erfolge zu erwirtschaften. Der Welthandel floriert. Seit Jahrzehnten findet eine ins Astronomische gehende Kapitalvermehrung statt. Blicken wir auf das Feld der Wissenschaften, bietet sich uns ein ähnliches Bild: Auch die Wissensvermehrung vollzieht sich mittlerweile in einem schier atemberaubenden Tempo. Ungebrochen ist die Innovationskraft der Wissenschaften, sei es der Physik, der Chemie, der Biologie, der Medizin oder sonst einer Wissenschaft. Währenddessen nimmt nicht zuletzt auch aufgrund der verbesserten Lebensbedingungen die Weltbevölkerung stetig zu. Schon Ende 2011 lagen wir bei einer unvorstellbaren Zahl von 7 Milliarden Menschen und noch immer steigt diese Zahl. Es scheint wir befinden uns in einer endlosen, alles umfassenden Wachstumsspirale.

Wir wissen um diese Entwicklung. Tagtäglich haben wir – auf welche Weise auch immer – Anteil daran und erfahren aus den Medien davon. Dennoch erscheint uns die fortschreitende Expansion unseres Könnens immer wieder auch surreal und schwer zu fassen. Ja, wenn wir ehrlich sind, klingen Nachrichten nicht selten wie *Science Fiction*. Aber nichtsdestotrotz: Die zivilisatorischen Fortschritte und Erfolge, diese Fortschritte und Erfolge unseres Könnens, sind Realität. Schlicht und einfach Realität. All dies geschieht wirklich und dies ohne ein feststellbares Zutun oder auch Einhaltgebieten Gottes. Ja, rein naturwissenschaftlich beurteilt gibt es bislang auch nicht das mindeste Anzeichen für die Gegenwart eines höheren Wesens. Von wissenschaftlicher Seite deutet nichts auf die Existenz eines – wie es im ersten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses heißt – allmächtigen Schöpfers des Himmels und der Erde hin. Dies aber scheint uns nicht weiter zu irritieren.

Irritiert sind wir allerdings – und dies zurecht – von den negativen, mitunter erschreckenden und besorgniserregenden Seiten unseres eigenen Könnens. Auch von ihnen wissen wir. Auch sie haben längst globale Ausmaße angenommen und sind für uns unübersehbar geworden. Ins Uferlose verlängert sich die Liste menschengemachter ökologischer Katastrophen. Wir alle kennen die Bilder der beiden Nuklearkatastrophen in Tschernobyl 1986 und vor drei Jahren in Fukushima. Aber so dramatisch das klingen mag, diese Ereignisse bilden leider nicht mehr als die Spitze eines gewaltigen Eisberges. Insgesamt zieht unser zivilisatorischer Fortschritt unumkehrbare Folgen für Natur und Umwelt nach sich. Wie der Zauberlehrling in Goethes gleichnamigen Gedicht werden wir die Geister, die wir riefen, nicht mehr los. Denken wir nur an den Wetter- und Klimawandel und das unaufhaltsame Arten- und Wäldersterben weltweit. Die Grenze zwischen Natur und Kultur scheinen bereits im Begriff zu verschwinden. Im Gegensatz zu den heutigen Feierlichkeiten um den 25. Jahrestag des Falls der Berliner Mauer aber ist uns Angesichts des Verschwindens dieser Grenze nicht zum Jubeln zu Mute. Eher ratlos und bedrückt nehmen wir diese Tatsache hin.

Doch die negativen Seiten unseres Könnens beschränken sich längst nicht auf Natur und Umwelt. Sie beziehen sich in vielerlei Hinsicht auch auf uns selbst. Auch davon wissen wir. Kein Jahrhundert z.B. war blutiger als das 20. Jh.. Millionen Menschen fanden in unzähligen Kriegen einen grausamen und sinnlosen Tod. Sie wurden Opfer menschenverachtender Fanatismen, rücksichtslosen Macht- und Gewinnstrebens und immer perfiderer Kriegs- und Vernichtungstechniken. Mit anderen Worten: Sie wurden Opfer menschlichen Könnens, das die Form radikaler ethisch-humaner Verfehlungen annahm. Millionen Menschen sind auch derzeit wieder auf der Flucht. Sie fliehen aus Kriegs- und Krisengebieten vor Verfolgung, Gefangenschaft, Hunger, Krankheit und Perspektivlosigkeit. Während wir heute hier in Berlin

das symbolträchtige Ende einer Mauer feiern, werden andernorts Absperrungen und Mauern erst frisch errichtet und ihre Bewachung neu organisiert. Gleichzeitig scheinen wir wie verzaubert vom ökonomischen Mechanismus der Märkte, wie verzaubert von einer Logik der Gewinnmaximierung, der Selbstoptimierung und des Sich-selbst-glücklich-konsumierens. Wir selbst jedoch, wir als Menschen, werden dabei mehr und mehr zu einem niederen Mittel zu „höherem Zweck“ – verdammt zur beständigen Selbstübertreffung, gegenseitigen Konkurrenz, Übervorteilung und Ausbeutung.

Und dennoch ändert all dies nichts an der Feststellung, die ich eingangs formuliert habe: Wir können immer mehr – alle Ambivalenzen eingeschlossen. Aber können wir gerade angesichts unseres fortschreitenden Natur und Umwelt beherrschenden Könnens noch an einen allmächtigen Schöpfer glauben? Können wir angesichts unserer geschäftigen Fixierung auf Gewinnschöpfung und Fortschritt noch glauben an einen Gott, der uns geschaffen hat, der sich für uns interessiert, sich um unser Bestes sorgt und uns über Alles liebt? Einen Gott, den wir weder sehen noch messen können? Ist in der Welt menschlichen Könnens überhaupt noch Platz für einen solchen Gott?

Zwei Gemälde des niederländischen Renaissance-Malers Pieter Bruegel d. Ä., „*Der Große Turmbau zu Babel*“ (1563) und „*Die Bekehrung des Paulus*“ (1567) bieten sich als Ausgangs- und Orientierungspunkte solchen Fragens an. Sie finden eine Kopie der beiden Bilder auf einem dem Gottesdienstprogramm beigelegten Blatt. Bitte entschuldigen Sie sowohl das Format als auch die schlechte Qualität des Ausdrucks. Ich hoffe, Sie können dennoch das Wichtigste erkennen.

Beide Werke können wir jeweils als bildgewordene, illustrierte Predigten lesen. Pieter Bruegel interpretiert in ihnen zwei der bekanntesten und wirkmächtigsten Bibelstellen der jüdisch-christlichen Tradition: Zum einen Gen 11,1-9, die ihnen wohl allen bekannte, mythisch anmutende Erzählung vom „Turmbau zu Babel“ und zum anderen Apg 9,1-5, den legendarischen Bericht von der „Bekehrung des Paulus“, den wir gerade als Lesung gehört haben.

Wenden wir uns zunächst dem oberen Bild, dem „*Großen Turmbau zu Babel*“ zu. Was möchte Pieter Bruegel hier zum Ausdruck bringen? Was können wir auch noch 450 Jahre nach seiner Fertigstellung von dem Gemälde im Bezug auf unser heutiges Fragen nach Gott lernen? Nun zunächst einmal, so scheint mir, können wir lernen, dass unser Fragen bzw. die Situation unseres Fragens alles andere als neu ist. Wirkt Bruegels „*Großer Turmbau*“ nicht schon auf den ersten Blick wie eine Allegorie auf das ambivalente Szenario unseres menschlichen Könnens, wie ich es oben beschrieben habe? Wie eine Prophetie auf unsere heutige

Zeit, in ihrem fieberhaften Wachstums- und Fortschrittswahn? Wie eine steingewordene Wachstumsspirale? Aber wir können noch mehr lernen. Dazu ist es nötig, unseren Blick auf das Zentralmotiv der Bildkomposition zu lenken. Freilich müssen wir keine große Interpretationskunst aufbieten, um sofort darauf aufmerksam zu werden. Es handelt sich um das Motiv menschlicher *Hybris* und Selbstüberschätzung. Ursprünglich hat Bruegel das Motiv dem biblischen Text in Gen 11,4 entnommen, wo es heißt, die Menschen wollten sich durch die Errichtung des Kolossalbauwerks Respekt und Ansehen bei Gott verschaffen. Aber der Maler inszeniert das *Hybris*-Motiv auf seine eigene geniale Art und Weise: Er gibt dem babylonischen Turmbau eine architektonisch unmögliche Form und erweitert damit den Sinn des Motivs. Wenn Sie genau hinsehen, können sie es selbst erkennen. Bruegel kombiniert hier spiralförmige und gerade verlaufende Strukturen auf eine real undurchführbare Art und Weise. Deshalb gerät das Gebäude in Schiefelage und beginnt sich nach links zu neigen. Bereits die Rohbauphase verrät, dass das Bauvorhaben nie zu einem erfolgreichen Abschluss finden wird. Für mich liegt es nahe, Bruegels Kombination zweier unvereinbarer Bauweisen als eine über Gen 11 hinausgehende Mahnung zu lesen, die gegen jedes illusorische Streben gerichtet ist, das sich die Realisierung eines unendlichen Ziels mit endlichen Mitteln zur Aufgabe gemacht hat. Liest man die Komposition so, dann steigert Bruegel das *Hybris*-Motiv aus Gen 11 von einer bloßen Selbstüberschätzung des Menschen hin zum Versuch menschlicher Gottwerdung. In diese Interpretation fügt sich die Tatsache, dass die Natur als Hinweis auf Gottes Schöpfung bereits weitgehend hinter dem gigantischen Rohbau verschwindet. Zu sehr drängt sich der Turmbau als Allegorie auf das hybrides Projekt menschlicher Gottwerdung, der Erreichung eines unendlichen Ziels mit endlichen Mitteln, ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit. Im linken unteren Bildrand lässt Bruegel denn auch den Bauherrn bereits bei der Inspektion seiner Riesenbaustelle von Steinmetzen und Arbeitern verehren wie eine Gottheit. Was aber bedeutet der Hinweis auf Bruegels Steigerung des *Hybris*-Motivs im Hinblick auf die Frage nach dem Glauben-können? Interpretiere ich Bruegels Komposition bis hierhin richtig, dann entspricht sein „*Turmbau*“ einem monumentalen Mahnmal der Gottes- und Religionsvergessenheit. Es soll uns auf den Grund unser Gottesvergessenheit hinweisen: Je mehr wir uns auf die Steigerung unseres eigenen Könnens fixieren, je mehr wir der Versuchung erliegen, uns selbst erlösen und verewigen zu wollen, stilisieren wir uns zu irdischen Gottheiten und verbauen uns so – im wahrsten Sinne des Wortes – nach und nach die Möglichkeit eines Glauben-könnens an Gott. Soweit so schlecht. Gibt es nun aber einen Ausweg, gibt es einen Rückweg zum Glauben?

Ich meine ja. Wenden wir uns dazu zuletzt dem unteren Bild zu, der „*Bekehrung des Paulus*“. Auch wenn dies auf der Ihnen vorliegenden Kopie schwer zu erkennen ist – auf einer besseren Version des Bildes fällt sofort die strukturelle Ähnlichkeit zum „*Großen Turmbau*“ ins Auge. So kam ich überhaupt zu einer vergleichenden Interpretation der beiden Gemälde. Bruegel verlegt die Bekehrung des Paulus, die nach Apg 9,3 – wie wir in der Lesung gehört haben – in der Nähe von Damaskus stattgefunden haben soll, in einen steilen Alpenpass, auf dem sich ein Heereszug in Serpentina das Gebirge hinaufschlängelt. Auch in dem vier Jahre später entstandenen Gemälde also findet sich die Form einer aufsteigenden Spirale. Trotz der detaillierten Darstellung der Vegetation und der Gebirgslandschaft steht sie wiederum – nun jedoch ohne lineare Kontrastierung – als Symbol menschlicher *Hybris* im Mittelpunkt von Bruegels Komposition. Das menschliche Streben nach Selbststeigerung und Herrschaftsnahme in allen Belangen richtet sich jetzt ganz direkt gegen die Natur als Symbol göttlicher Schöpfung sowie – dies kommt neu hinzu – symbolisiert durch den Heereszug auch gegen den Menschen selbst. Entscheidend aber für die Beantwortung der Frage nach dem Glauben-können ist nun Bruegels Inszenierung des eigentlich titelgebenden Motivs des Gemäldes, der Bekehrung des Paulus. Sie werden die Szene auf der Kopie nur schwer finden können. Denn Bruegel hat sie knapp rechts von der Bildmitte in den Hintergrund der Szenerie gesetzt. Nur auf den zweiten Blick sieht man sie. Wie in Apg 9,3 stürzt Paulus geblendet von einem hellen Lichtstrahl zu Boden. Bruegel lässt ihn jedoch aus dem Sattel eines Pferdes fallen, er holt ihn gewissermaßen vom hohen Ross menschlicher *Hybris* herab. Und hierin sehe ich schließlich den Hinweis auf die Frage nach dem Glauben-können: Paulus’ Bekehrung besteht nach Bruegel nicht in einem Triumph menschlichen Könnens über Natur/Umwelt und Mitmenschen sondern im Aufweis der Grenzen all unseres Könnens. Als Scheitern, als Sturz vom Streitross der Machtphantasien und des Fortschrittsglaubens ereignet sich die Bekehrung des Paulus bei Bruegel.

Für mich bedeutet das ganz konkret: Der Weg zum Glauben, zu einem Glauben an ein Getragen-sein durch Gott, führt nur über ein persönliches, ja ein intimes Eingeständnis der eigenen Begrenztheit, zu dem jeder Mensch finden kann. Die eigene Begrenztheit zu bekennen und auch im Alltag bewusst von den Grenzen des eigenen Könnens als einem ständigen Verwiesensein auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit auszugehen – mich meinen Grenzen zu fügen, mich in meine Begrenztheit einzuüben – darin besteht für mich ein möglicher Weg zum Glauben-können und ein – zumindest – möglicher Weg zu einer humaneren Welt.

**Und der Friede dieses Gottes, der höher ist als alle Vernunft und aller Wahn,
bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.**

Anhang:



Pieter Bruegel d.Ä. – „Großer Turmbau zu Babel“ (1563)



Pieter Bruegel d.Ä. – „Die Bekehrung des Paulus“ (1567)